

LORENZ WAGNER
DER JUNGE, DER
ZU VIEL FÜHLTE



Wie ein weltbekannter Hirnforscher
und sein Sohn unser Bild von Autisten
für immer verändern

**BASTEI
LÜBBE**

■■■■
BASTEI
LÜBBE

Über den Autor:

Lorenz Wagner war jahrelang Chefreporter der Financial Times Deutschland, bevor er 2013 zum Süddeutsche Zeitung Magazin wechselte. Er zählt zu den profiliertesten Porträt- und Reportage-Schreibern Deutschlands und wurde mit einer Vielzahl von Preisen ausgezeichnet. Seine Reportage »Der Sohn-Code« über Henry und Kai Markram stieg innerhalb kürzester Zeit zu den meistgelesenen Artikeln des SZ-Magazins auf und wurde tausendfach geteilt. Daraus entstand auch dieses bewegende Buch, das uns die Welt von Autisten neu begreifen lässt.

Wagner hat Henry Markram, einen der renommiertesten Hirnforscher der USA, und seine Familie lange begleitet und lässt diesen zu Wort kommen, wenn Markram über seinen Sohn Kai und dessen Autismus spricht sowie über seine bahnbrechenden Erkenntnisse in der Autismus-Forschung

LORENZ WAGNER

DER JUNGE, DER
ZU VIEL FÜHLTE

Wie ein weltbekannter Hirnforscher
und sein Sohn unser Bild von Autisten
für immer verändern

■■■■■
BASTEI
LÜBBE

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH
Band 61694



Vollständige Taschenbuchausgabe

Copyright © 2018 by Europa Verlag GmbH & Co. KG, München
Titel der Originalausgabe: »DER JUNGE, DER ZU VIEL FÜHLTE«

Für diese Lizenzausgabe:
Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln
Umschlaggestaltung: Christin Wilhelm
unter Verwendung des Coverdesigns der Hardcover-Ausgabe von
Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,
mit Fotos von © Henry Markram
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen
unter Verwendung des Layouts von Robert Gigler, München
Gesetzt aus der Minion Pro
Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck – Germany
ISBN 978-3-404-61694-7

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Für Romy

INHALT

I DAS RÄTSEL 9

1. Ist das Ihr Kind? 10
2. Der Junge, der alles verändert 17
3. Der Scheck 23
4. Und ihr wollt Kai begutachten? 31
5. Der Verdacht 38
6. San Francisco 44
7. Die Kobra 48
8. Der Fuchs 55
9. Lynda sieht, was keiner sah 63

II DIE JAGD 71

1. Ohnmacht 72
2. Gerettet aus dem Mülleimer 76
3. Kamila, die Astronautin 81
4. Der fremde Junge 87
5. Zweifel an der alten Lehre 94
6. Kai! Die Linie ist tabu! 100
7. Zurück im Land der besonderen Menschen 107

8. Tania fällt gar nichts auf 114
9. Letzter Versuch 119
10. Der Baum 125

III DIE ERKENNTNIS 131

1. Wie Kai die Welt sah 132
2. Was haben wir getan? 135
3. Wie? Kein Fensterplatz!?! 143
4. Gegen jedes Bauchgefühl 149
5. Briefe 157
6. Wir bauen ein Gehirn 163
7. Streit mit den Kollegen 171
8. Monica weint 180
9. Von Spähern und Wunderkindern 188
10. Große Erwartungen 192
11. Gebrauchte 202
12. Geliebter Kai 210

Dank 213

I

DAS RÄTSEL

1 IST DAS IHR KIND?

»Ist das Ihr Sohn?«

»Ja, warum?«

»Sie ahnen ja nicht, was er gemacht hat ...«

Das Auto rollte langsam aus, Kai hörte das Knirschen der Reifen. Wenige Meter vor ihrem Haus blieb es stehen. Die Autotür öffnete sich, ein junger Mann sprang heraus. Er klappte die Motorhaube auf, verschwand darunter. »Das darf nicht wahr sein!«, schimpfte er. »Ausgerechnet heute!«

Kai trat aus dem Vorgarten. Es war Vormittag, ihre Straße lag verlassen da. Selten verirrteten sich Autos hierher, oft spielte Kai mit seinen Schwestern auf dem Pflaster »Himmel und Hölle«. Kamen meistens eh nur Fahrräder vorbei, Studenten auf dem Weg zur Uni. Kai, seine Eltern und seine beiden Schwestern wohnten auf dem Campus. Weit umschloss er die Universität, es gab einen japanischen Garten, Flammenbäume, Brunnen, Skulpturen, Bänke, den lieben langen Tag konnte man hier verträdeln, begleitet vom Gezwitscher der Vögel.

»Hallo. Ich bin Kai.«

Der Mann beachtete ihn nicht.

»Fährt dein Auto nicht?«

»Nein«, stieß der Mann aus. Wie sollte er jetzt ins Institut kommen? Er stand in diesem verflixten Wohngebiet, und er würde zu spät kommen. Am Tag des Examens. Wenn er nicht rechtzeitig da wäre, würde er durchfallen. Wegen Nichterscheinens.

Kai drehte sich um und lief weg.

Der Mann setzte sich wieder in den Wagen, drehte den Zündschlüssel herum, der Motor ruckelte kurz und erstarb wieder.

Da kam schon wieder dieser Junge. Was zum Teufel wollte er? Er hielt etwas in der Hand.

»Hier«, sagte Kai. »Der Schlüssel von meiner Mama.«

»Bitte was?«

»Du kannst unser Auto nehmen.«

Der Mann schaute erstaunt. Und nahm den Schlüssel.



Kai liebte die Menschen. Und es war nicht schwer, Kai zu lieben. Schon als Kind von zwei Jahren wand er sich aus der Hand des Vaters und lief zu den Leuten hin: zu den Passanten, den Postboten, zu den Alten, die auf den Bänken saßen und sich in der Morgensonne wärmten. Kai öffnete die Arme und umschlang ihre Beine, er tat es, ohne etwas zu sagen, er sprach nicht viel. Meist erstarrten die Leute. Aber blickten sie nach unten und sah Kai nach oben, mit seinen funkelnden dunklen Augen, fingen sie an zu lachen. Kai sprach mit den Händen. Und er strahlte von innen. Er wärmte die Alten mehr, als die Sonne es vermochte. Bald saßen sie wegen ihm auf den Bänken, dem kleinen Jungen, der erst seit Kurzem in Rehovot wohnte.

Kai war in Deutschland auf die Welt gekommen, in Heidelberg. Das war 1994, am 21. Juni, Sommeranfang, dem längsten Tag des Jahres. Für seine Mutter sollte es die längste Geburt werden, zwanzig Stunden zog sie sich. Während Anat sich unter Schmerzen wand, ging Henry im Flur auf und ab. Sie hatten schon zwei Töchter, Kali

und Linoy. Nun sollten sie ein Brüderchen bekommen. Wie sie sich darauf freuten.

Als die Hebamme Kai an den Füßen nach oben hielt, musste sie lachen: so viele Haare, so groß und so schwer. »Los, ziehen wir ihm Jacke und Hose an«, sagte sie, »dann kann er gleich in den Kindergarten gehen.«



Babys lächeln von Geburt an. Es heißt Engelslächeln. So binden sie die Eltern, an denen ihr kleines Leben hängt. Für viele Mütter und Väter ist dieses Lächeln die erste Erinnerung. Henry weiß nicht, ob Kai lächelte. Er erinnert sich an etwas anderes. Von Geburt an versuchte Kai sein Köpfchen zu heben. Und er hatte diese weiten Augen, darin diesen saugenden Schimmer. Ständig spürten sie Geräuschen und Lichtern nach, waren immer in Bewegung, wie im Alarmbetrieb.

Henry war Arzt, hatte in Krankenhäusern mit Babys gearbeitet. Einen solchen Blick hatte er nie gesehen. Kai schaute fast gezielt, beabsichtigt. Das war unmöglich. Das Sehen bildet sich erst über die Monate heraus. Alles verschwimmt vor den Babyaugen, Farben, Konturen, nur was dicht vor sie rückt, sehen sie scharf, die Gesichter der Eltern, die Mutterbrust. Kai aber verhielt sich, als könne er sehen.

Ohne Rast liefen die Pupillen. Henry ängstigte sich. Die Stationsärzte steckten die Köpfe zusammen. Ein solches Kind hatten auch sie noch nicht erlebt. Sie untersuchten es sorgfältig. Die Ergebnisse vertrieben die Sorgen aus ihren Gesichtern. Beim Apgar-Test – Atmung, Puls, Grundspannung, Aussehen, Reflexe – erreichte Kai sogar volle zehn Punkte. »Alles gut, Herr Kollege«, sagten die Ärzte, und Henrys Ängste schlugen in Stolz um. »Er ist das wachste Kind der Station«, sagte er zu Anat. »Unser Sohn ist etwas Besonderes.«

Anat aber ließ sich davon nicht beruhigen. Noch genauer achtete sie auf ihr Kind, und als Kai ein halbes Jahr alt war, erkannte sie in

seinen Augen eine Veränderung. Sie konnte es nicht benennen, es war ein Gefühl. Henry erkannte – nichts. Auch der Arzt nicht, den sie aufsuchten. »Ein prächtiges Kind«, beruhigte der, »pumperlgsund.« – »Siehst du«, sagte Henry zu Anat. »Alles ist gut.«

Und so ging das Leben der Markrams seinen Gang. Es war ein glückliches Leben, auf die Wiege folgte der Buggy, dann das Dreirad, im Haus hörte man Lachen und fröhliches Geschrei. Sie tobten in allen Sprachen, Englisch, Hebräisch, Deutsch. Henry stammte aus Südafrika, Anat aus Israel. Henrys Arbeit hatte sie nach Heidelberg geführt. Er war Hirnforscher. Früh hatte er sich in der Neurologie einen Namen gemacht, Fragen gestellt und Antworten gefunden, die für einen Doktoranden zu groß schienen. Bert Sakmann, der deutsche Medizin-Nobelpreisträger, hatte ihn ans Max-Planck-Institut für medizinische Forschung geholt. Wer weiß? Vielleicht würde es dieser Markram eines Tages auch zum Nobelpreis bringen.

Die Familie liebte Heidelberg. Die bunten Häuser, die verwinkelten Gassen, den Neckar, das Schloss, am Wochenende fuhren sie aufs Land, gingen Spargel stechen, schwimmen, Äpfel pflücken, Eis laufen, und in den Ferien bereisten sie ganz Europa, sie kannten es ja nicht, Paris, Rom, Kopenhagen. Henry trug Kai im Tuch durch die Städte, die Mädchen hüpfen fröhlich nebenher, Anat machte Fotos, es war ihre schönste Zeit, die Sorgen weit hinterm Horizont.



Zwei Jahre blieben sie in Heidelberg, dann kam der Ruf aus Israel. Der Postdoktorand Henry Markram hatte gehalten, was Sakmann sich von ihm versprochen hatte. Er hatte erforscht, wie Hirnzellen miteinander kommunizieren, sogar eine Methode erfunden, mit der man ihnen dabei zusehen konnte, eine Methode, die bald in allen Laboren der Welt angewandt wurde. Mit gerade einmal 35 Jahren ging Henry an das renommierte Weizmann-Institut, wo er Professor

werden, ein Labor aufbauen und seine eigene Forschungsabteilung leiten sollte.

Kai war zu einem fröhlichen Kind herangewachsen. Auf seinem Kopf drehten sich wilde Locken, die Augen waren viel zu groß für das Gesicht, und wenn Kai lachte, kräuselte sich seine Nase. Sprach er, blitzte zwischen seinen Vorderzähnen eine Lücke auf. Oft sagte Kai Dinge, die noch nicht ihre Zeit hatten, Kinder in diesem Alter nicht zu sagen pflegten. »Das ist aber ein besonderer Junge«, sagten die Nachbarn.

Auch Henry und Anat standen oft staunend vor ihrem Sohn, belustigt, berührt. Kai gab ihnen Rätsel auf. Er sprach nur das Nötigste, und das Grüßen fand er sehr nötig. Er redete jeden an, der ihnen begegnete. »Hallo. Ich bin Kai.« Und grüßte die Person zurück oder lächelte auch nur, so merkte sich Kai ihr Gesicht und was sie anhatte und sortierte sie in die Reihe seiner Freunde ein. Und kam er – oft Tage später – auf eine dieser flüchtigen Begegnungen zu sprechen und war sie den Eltern längst kein Begriff mehr, so schaute er erstaunt und erklärte, es handele sich um die Frau mit den rosa Blumen auf dem Hut oder den Mann mit dem Schmutzleck auf der Schuhspitze. Seine Stimme wurde laut, die Wangen glühten: Wie konnten seine Eltern das nicht wissen?

Noch schlimmer war, wenn sie etwas Schlechtes über seine Freunde sagten. Dass diese Blumen auf dem Hut allzu quietschrosa gewesen seien. Dann fing Kai an zu weinen und rief: »Das darfst du nicht sagen.« Henry und Anat lächelten, aber sie wussten, dass Kai recht hatte.

Keine seiner inzwischen ergrauten Kindergärtnerinnen hat Kai je vergessen. Und sie reden noch heute von ihm. Im Hort ging er mit den Händen hinter dem Rücken von Tisch zu Tisch, wie ein alter Herr. Er malte nicht, er schaute lieber zu. Forderte er ein Kind zum Spiel auf, fragte er nicht, er berührte es. Manchmal kam seine Geste überraschend, oder sein Griff war zu fest. Die Kinder dachten, er wolle sie schubsen. Sie stießen ihn zurück. Kai erschrak, aber er

weinte nicht – selbst wenn er Kratzer und blaue Flecken davongetragen hatte. Kai war nicht gut darin, zu zeigen, wenn ihm ein Leid geschah.

Seine Schwestern waren sanft zu ihm, sie nahmen ihn, wie er war. Nur ab und an wunderten sie sich. Lasen die Eltern Geschichten vor, liebten sie es, sich zu gruseln. Ihr Bruder aber geriet schon bei »Goldlöckchen« oder dem »Zappelphilipp« aus der Fassung. Er rief: »Hört auf!«, schlug gegen das Buch und lief weg. Für ihn war es keine Geschichte, es war Wirklichkeit. Nach dem Drama um Bambis verstorbene Mama, das eine tränenreiche Nacht nach sich zog, kam die Familie überein, dass es für alle Beteiligten und die allgemeine Bettruhe das Beste wäre, wenn man Kai nur mehr Gutenachtgeschichten vorlesen würde, die hielten, was ihr Name versprach.

Seine Familie kann noch heute von unzähligen solchen Erlebnissen erzählen. Über kein Kind wurde in der Nachbarschaft mehr geredet, gelacht, gerätselt als über Kai. »Kinder sind eben Kinder«, sagte Henry damals. Jedes lebt in seiner Welt. Es war doch großartig, wenn Kai Fantasie hatte, einen Blick für Details und wenn er die Menschen liebte und auf sie zuing.

Oft hörte Anat durchs offene Fenster, wie Kai im Garten saß und Fußgänger abpasste. »Willst du hereinkommen und mit meiner Mama einen Kaffee trinken?« Zum Glück, Kai nannte es Pech, verneinten sie, und Anat blieb in ihrer unaufgeräumten Küche unbeheligt. Aber an diesem einen Tag war es anders.

Es klingelte. Anat öffnete die Tür. Ein junger Mann stand vor ihr. Hm, kaufen wollte sie eigentlich nichts.

»Ist das Ihr Schlüssel?«

»Wie?«

»Ihr Sohn hat ihn mir gegeben.«

»Was??«

»Also, ich bin mit dem Auto liegen geblieben. Und, äh, Ihr Sohn ...«

»Kai!!«

Fünf Minuten später saßen sie vereint im Auto. Anat fuhr, der Student, die Tasche auf dem Schoß, schaute auf die Uhr. Er würde es tatsächlich schaffen. »Was würde ich ohne Sie nur machen?«, sagte er.

»Danken Sie Kai.«

»Er ist wirklich ein besonderer Junge.«

Anat nickte.

2 DER JUNGE, DER ALLES VERÄNDERT

*Wäre Henry nur ein Forscher, wenn auch ein großer,
er wäre gescheitert. Erst Kai ließ ihn verstehen.*

Kai ist anders. Kai, so werden die Ärzte später feststellen, ist Autist. Natürlich ist Kai – wie alle Autisten – nicht nur Autist, er ist unendlich viel mehr. Kai ist Kai.

Früher fanden die Ärzte unter 5000 Menschen einen Autisten. Heute, so eine Studie der amerikanischen Gesundheitsbehörde, finden sie einen unter 68. Die Forscher sprechen von einer Epidemie. Kai ist vielleicht anders, allein ist er nicht.

Henry ist einer der bekanntesten Hirnforscher der Welt. Als Kai sich zurückzog, war er so hilflos wie alle Eltern. Und stellte sich dieselben Fragen: Was ist Autismus? Wie kann ich meinem Kind helfen?

Er forschte fünfzehn Jahre. Seine Erkenntnisse stürzten um, was wir über Autisten zu wissen glaubten. Und lassen uns auch andere Störungen des Gehirns neu betrachten. Wäre Henry nur ein Forscher, wenn auch ein großer, er wäre gescheitert. Erst Kai ließ ihn verstehen. Der Junge, der alles verändert.

★ ★ ★

04:00 Uhr. Henry schlägt die Decke zurück. Er huscht aus dem Schlafzimmer, über den Flur, in die Küche, setzt Kaffee auf. Leise, alle schlafen. Er klappt den Rechner auf. Sein Gesicht leuchtet bläulich im Schein des Bildschirms, die Augen sind noch kleiner als sonst, das Haar verwuschelt. Schlank ist er, vor einigen Wochen war er in Portugal, zum Heilfasten. Er schlürft seinen Kaffee und liest. E-Mails.

»Lieber Henry«, schreibt eine Sandra. »Ich bin Autist. Als ich Ihre Geschichte las, haben mich die Gefühle überwältigt. Jemand beschrieb mein Leben. Das erste Mal seit ich ein Baby bin. Meine Familie unterstützt mich nicht ...«

»Liebe Sandra«, tippt Henry. »Ich weiß, was Sie durchmachen ...«

Er liest weitere Mails, von Autisten, Angehörigen, Kollegen. Er schaut sich Daten an, Zahlenreihen, die nur ein Wissenschaftler versteht. Schließlich klickt er erschöpft seinen Vortrag an. Bis Mitternacht hatte er daran gearbeitet. »Wir glauben, wir sehen mit den Augen«, hat er geschrieben. Aber für Henry sind es nicht die Augen, mit denen wir sehen. Es ist das Gehirn, das unsere Sicht auf die Welt bestimmt.

»Mit den Leitungen in unserem Kopf ließe sich der Mond umwickeln. 100 Milliarden Nervenzellen, 100 Billionen Verbindungen. Ein wunderbares System. Und 600 Arten, es zu stören. Autismus, ADHS, Depressionen, Alzheimer, Parkinson, Schizophrenie. Wie hängen sie miteinander zusammen?«

Diese Frage treibt Henry jeden Morgen um 4 Uhr aus dem Bett. Er ist sicher: Sie wird in seinem Leben noch beantwortet werden. Die Menschheit wird das Gehirn entschlüsseln. Er selbst wird es nachbauen. Vor zehn Jahren hat er das Projekt angestoßen. Die Europäische Union fördert es mit einer Milliarde Euro. Es wäre die größte wissenschaftliche Leistung der Geschichte, größer als die Entschlüsselung des Genoms, größer als die Mondlandung. Der Mensch verstünde sich selbst.

Wird er, der Junge aus der Kalahari, einer der Wissenschaftler sein, die Geschichte schreiben?



Henry wuchs in Südafrika auf. Er lebte mit seinen Eltern auf der Farm seines Großvaters. Die Familie war wohlhabend, seit Generationen hatte sie in der Kalahari ihre Wurzeln, aber das Leben war hart. »Die Savanne schenkt dir nichts. Du musst dir alles erarbeiten«, sagte Großvater. Kaum konnte Henry laufen und einen Eimer tragen, musste er Arbeiten übernehmen, die Kühe melken. Stand Henry einmal nicht vor Sonnenaufgang auf, stürmte Großvater mit der Peitsche in der Hand in sein Zimmer und warf ihn aus dem Bett, peitschte ihn aus dem Haus.

Der Großvater war Bure, noch mit 95 Jahren sollte er mit geradem Rücken auf dem Pferd sitzen und die Savanne durchreiten. Er sprach wenig, schenkte einem nichts und war auch gegen sich selbst hart und unerbittlich. Henrys fünf Onkel, die mit ihnen auf der Farm lebten, jagten das Wild mit der bloßen Hand. »Komm, Henry«, riefen sie und sprangen auf den Jeep. Als Henry größer war, zehn oder elf Jahre alt, musste er fahren. Barfüßig hockte er hinterm Steuer, die Sonne stach, Staub stieg auf, die Onkel schauten Richtung Horizont.

»Da! Siehst du den Kudu?«, riefen sie.

Und Henry drückte das Pedal durch. Gräser und Büsche flogen vorbei, der Wind brannte in den Augen, der Tacho zeigte 50 Kilometer in der Stunde, sie näherten sich, er steuerte den Wagen dicht neben das Tier, und einer der Onkel sprang dem Kudu in die Seite, packte seine Hörner. Ein Kudu wiegt bis zu 350 Kilogramm. Durch den Schwung und einen brutalen Griff brach dem Tier das Genick. Henry bremste, der Staub legte sich, die Onkel luden den Kudu auf und schlachteten ihn noch auf der Ladefläche. Dabei tranken sie Whisky. Hielten sie Henry die Flasche hin, schüttelte der den Kopf.

Heute fühlt es sich an wie ein fremdes Leben, sagt Henry. Allein das Frühaufstehen ist ihm geblieben.

Henrys Mutter war Britin. Sie fühlte sich fremd in der Kalahari. Aber sie sah das Gute an diesem Leben. Es bot Henry eine Kindheit in der Natur, schenkte ihm am Tag die Weite und in der Nacht die Nähe zu den Sternen. Als Henry älter wurde, seine Stimme tiefer, sagte sie: »Die Kindheit ist vorbei, diese Welt hat Henry nichts mehr zu geben. Er soll kein Farmer werden.« Sie schickte ihn auf eine Privatschule nahe Durban in der Provinz Natal, am anderen Ende Südafrikas.

Der Abschied fiel Henry schwer. Er vermisste seine Familie, die Landschaft, die Farm. Mit der Zeit aber entdeckte er, dass er das Lernen liebte. Immer seltener kam er nach Hause.



Henry hatte noch einen Onkel. Er lebte nicht auf der Farm. Er war sanft. Und er las Bücher. Henry liebte ihn. Es gab Tage, da war der Onkel verändert. Er sprach nicht, sein Blick verdüsterte sich. Und die Familie schwieg. Eines Tages, Henry war fünfzehn Jahre, rief ihn seine Mutter zu sich: »Onkel John ist tot«, sagte sie. »Er hat sich das Leben genommen.« Henry weinte. Er verstand nicht, was Schwermut war, was im Kopf des Onkels geschehen war. Er ging in die Bibliothek und suchte Antworten.

Dein Gehirn, las er, ist drei Pfund schwer. Es fühlt sich weich an. Ein wenig wie das Stück Leber, das man beim Metzger kauft. Es ist rosa und glänzt. Grau färbt es sich erst, wenn es tot ist, die Hirnzellen abgestorben. Es hat Furchen und ist von feinen Blutgefäßen durchzogen. Es sieht sehr ordentlich und aufgeräumt aus.

Dein Gehirn, las Henry erstaunt weiter, arbeitet mit Strom. Gäbe es einen Computer, der die gleiche Arbeit verrichten könnte, er fräße so viel Strom, es würde Milliarden kosten. Ohne Pause rast und flackert es in deinem Gehirn. Siehst du eine Rose, formt nicht das Auge

das Bild. Die Sehnerven feuern nur die elektrischen Signale, erst dein Gehirn verknüpft alle Informationen: Rot, Blätter, Stiel, Dornen = Rose. Und ist das Bild fertig, wird es bewertet: schön. Riecht gut. Aber Vorsicht, pikst!

Dein Gehirn lässt dich nicht nur sehen und denken, es lässt dich auch fühlen, las Henry. Darüber wollte er alles wissen. Warum war sein Onkel so traurig? Und überhaupt, wie fühlt der Mensch? Als Henry sich diese Frage stellte, mit fünfzehn Jahren, ahnte er nicht, dass sie sein Leben bestimmen würde. Nicht nur das Los seines Onkels verbarg sich dahinter, auch das seines ungeborenen Sohnes.

Deine Gefühle, las Henry, entstehen in zwei Arealen deines Gehirns. Im Mandelkern und in der Hirnrinde. Es ist ganz leicht: Du siehst eine Schlange. Dein Auge sendet das Signal an den Mandelkern, der so heißt, weil er eben so aussieht. Der Mandelkern meldet dem Körper Alarm: Dein Herz pocht los, dein Blut wallt, dein Körper wappnet sich für Flucht oder Kampf. Dass du Angst hast, also ein Gefühl, das weißt du noch gar nicht.

Gefühle entstehen erst, wenn die Signale in der Hirnrinde ankommen. Der Weg dorthin ist weiter als in den Mandelkern. Zum Instinkt gesellt sich nun der Verstand. Die Hirnrinde nimmt alle Einzelheiten wahr und bewertet sie: Hat die Schlange Giftzähne? Droht sie? Und die Hirnrinde ruft Erinnerungen ab. Hast du so etwas schon mal erlebt? Dann schickt sie ihr Urteil an den Mandelkern: Nur ein Schlangenbeschwörer. Kennst du aus dem Fernsehen. Dein Puls sinkt, du wirst ruhiger, nährst dich der Schlange.

Sind die Leitungen zwischen Hirnrinde und Mandelkern gestört, sind es auch deine Gefühle. Eine Katze ohne Hirnrinde, so zeigen Versuche, zieht sich zurück. Wird sie gestreichelt, faucht sie, aber weiß nicht, warum. Sie hat keine Gefühle. Das Fauchen ist nur ein Reflex. »Scheinwut«, sagen Wissenschaftler.

Bei Menschen wurde der Fall des Phineas Gage berühmt. Als die Eisenbahn Amerika eroberte, war er Streckenarbeiter. Er lud Sprenglöcher, füllte Sand darauf und zündete die Lunte. Einmal ver-

gaß er den Sand. Als er die Ladung festklopfen wollte, trieb die Explosion eine Eisenstange – einen Meter lang und drei Zentimeter dick – von unten nach oben durch seinen Schädel. Der Arzt John D. Harlow entfernte die Stange, die oben herausragte. Gage war während des Unfalls bei vollem Bewusstsein. Nach einigen Wochen kehrte er zur Arbeit zurück. Er sprach normal, konnte riechen, hören, gehen, sich an alles erinnern. Aber sein Wesen hatte sich verändert. Aus dem beliebten und ausgeglichenen Vorarbeiter war ein Choleriker geworden. Er beschimpfte Leute, konnte sich nicht beherrschen. Die Stange hatte die Hirnrinde durchstoßen. »Sie zerstörte die Regionen von Mitgefühl«, vermutete Doktor Harlow. Wissenschaftler unserer Zeit bestätigen ihn. In Hirnrinde und Mandelkern liegen die Gefühle, das Wesen des Menschen. Schon kleine Fehler können sie aus dem Gleichgewicht bringen, etwa wenn die Leitungen gestört sind.

Henry versank mehr und mehr in seinen Büchern, und er begann zu verstehen, dass es Gründe gab für Onkel Johns Traurigkeit, vernünftige Gründe, sie waren nicht in der Welt angelegt, sondern in seinem Kopf. Henry fand es tröstlich, da musste doch eine Hilfe möglich sein. Ach, hätte er das gewusst, als sein Onkel noch lebte. Er hätte ihm gesagt, dass er ihn nun versteht, dass man etwas tun kann. Henry beschloss, Arzt zu werden: Hirnarzt. Einer, der die Elektrizität und die Chemie versteht, das, was über glücklich und traurig entscheidet, über Leben und Tod.

Bald hatte er in den Naturwissenschaften die besten Noten, und nach dem Abitur schrieb er sich an der Universität in Cape Town ein: für Medizin und Psychiatrie.